

KTZ, 16.10.2013



APA/Hochmuth



Konrad Paul Liessmann (oben), der unterhaltsame Beobachter des Universums der Kulturschaffenden, und Thomas Daniel Schlee (r.) als standhaftes Beispiel daraus.

»Als sollten wir möglichst unsubtil gehalten werden«

Die Kunst von außen und von innen – eine anregende Darstellung ihrer Erscheinung und eine offene Kritik der Umstände, sie unters Volk zu bringen.

Villach Zu einem angesichts der Ewigkeit irgendwie humorvollen Ko-Referat kam es am Montagabend im voll gefüllten Bambergsaal des Villacher Parkhotels: Der »Universitätsclub / Wissenschaftsverein Kärnten« hatte den Intendanten des Carinthischen Sommers, Thomas Daniel Schlee, sowie den fundierten Philosophen und launigen Allerweltsplauderer Konrad Paul Liessmann aufgefordert, aus ihrer jeweiligen Sicht das Thema »Grenzen (in) der Kunst – Vom Wert der Kunst für die Gesellschaft« zu

beleuchten. Da Schlee, dessen »Symphonie Nr. 2, op. 81« erst im Juni im Wiener Musikverein mit beachtlichem Erfolg uraufgeführt wurde, in keiner Faser seines Wesens bereit war, den Künstler in sich zu verleugnen, wirkte er wie das leibhaftige Exempel aus dem Kosmos des Kulturschaffens, den Liessmann rhetorisch brillant, aber eben nur von außen beschrieb.

Die Autonomie der Kunst

Der Philosoph kletterte die Zeitskala von der Höhlenmalerei bis zur heutigen Instal-

lations- und Performancekunst gewandt auf und ab und streifte die neuesten Publikationen zu der Frage, was Kunst darf oder nicht sollte (Dagmar Fenner, Nicole Zepter). Gelandet ist er bei der Einsicht, dass die Kunst, seit sie zu Beginn der Neuzeit zum Ausdruck des Künstlers geworden ist, beständig die (sich verschiebenden) Grenzen zum Leben auslotet. Sie will sich an die Stelle der Wirklichkeit setzen. Schon seit dem Mittelalter ihres Auftraggebers entledigt, lässt sie sich auch durch nichts und niemanden mehr verein-

nahmen. Das Kunstwerk trägt nicht nur sein Gesetz, sondern auch seinen Wert in sich. Es ist weder für Gott noch für eine politische Strömung, noch für irgendetwas anderes. Den größten Wert gestehen wir der Kunst deshalb zu, so Liessmann, »wenn wir respektieren, dass sie keinen Wert für die Gesellschaft hat«.

»Der zweite Tod«

Sollte das eine Provokation gewesen sein, ging sie an Schlee vorbei. Der fand genauso, »dass sich das Kunstwerk in Wahrheit selbst genügt«. Er meinte damit aber das »Kunstwerk«, nicht die restlos an der Wirklichkeit haftende Wiedergabe eines Gesichtes in einem Porträt, die nur den »zweiten Tod« bedeute. Demonstrativ piff der aus der Schule Olivier Messiaens kommende Komponist ungefähr zehnmals auf jeden Anspruch, zeitgemäß zu sein. Im Gegenteil verteidigte er geradezu priesterhaft

die formale Beschränkung als Ursprung des Kunstwerks. Die gregorianischen Choräle seien so überragend, weil daran »im sukzessiven Kollektiv über Jahrhunderte gefeilt worden ist«. Das Kunstwerk habe »das noble Privileg, Antworten zu geben«, sei aber heute von Auflösungserscheinungen bedroht: »Es gibt eine erschreckende Dürftigkeit von Material und Technik.« Während er für Ossiach »ein gehaltvolles Saisonprogramm mit einem weiten Repertoire« anstrebe, »wird der Kreis wie in einem Strudel immer enger und dreht sich immer schneller abwärts. Als sollte das Volk so unsubtil wie möglich gehalten werden, diesmal nicht dadurch, dass es ausgegrenzt wird, sondern durch eine nivellierende Eingrenzung«. Wer heute einfordere, was einst auch die klassischen sozialdemokratischen Bildungsideale waren, werde mit ökonomischen Phrasen verhöhnt. **M. C.**